

# Der Ruf der Penaten

Autor(en): **Venner, Johannes Vincent**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 24

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-673112>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und lieblich liegt vom Rhein bis zu der Alpenwand  
Im Weltkriegsozean des Friedens Inselfand.

\*

Auf einmal in der Nähe wald ein Bild,  
Das hoffnungweckend manch ein Bängen stillt:  
Hier einer Halle hochgeschwung'ner Bogen,  
Ihr Grund von eisernen Geleisen überzogen,  
Harrende Menschen dicht auf allen Steigen,  
Ausschauend in erwartungsvollem Schweigen  
Nach dieser Seite bald, nach jener Seite bald,  
Bis jetzt der Raum vom Donner widerhallt  
Der beiden Züge, die da aus entfernten Seiten  
Herbrausend in der Halle sich entgegen gleiten.  
Nun Dampfgeziß und Halt. Gezabel, Jauchzen, Rufen,  
Kings Hut- und Mützen schwenken, und schon eilt die Stufen  
Der Wagen niederwärts ein Teil der Gäste,  
Die da empfangen werden wie zu einem Feste,  
Geschmückt mit Blumen, überschüttet von Geschenken,  
Erfrischt mit Speis' und Trank, beglückt mit Angedenken.  
Zwar manch ein blasser, ernster Krieger ist dabei,  
Dem noch die Wunde brennt, die ihm des Feindes Blei  
In seinen Leib gerissen, Stirn und Fuß und Hand  
Liegt noch bei manchem Tapfern schmerzend im Verband,  
Und aus so manchen hohlen Augen sieht man schauen  
Den Flacker-Widerschein von Schlachtgewühl und Grauen.

Doch sind auch Leib und Seele noch vom Kampfe wund —  
Schon spielt bei allen leis ein Lächeln um den Mund,  
Das Lächeln der Erlösung aus der Schreckensnacht,  
Das Lächeln der Befreiung aus dem Mordgetriebe,  
Der Lebenshoffnung, die zu neuem Sein erwacht,  
Des inn'gen Dankes für den Gruß der Menschenliebe.  
Und wie nun, die entstiegen jenen beiden Zügen,  
Desselben Trunks genießen aus denselben Krügen,  
Sich an den gleichen herzlich gern gegebenen Gaben  
Der kriegsverschonten Landbewohner froh erlaben,  
Und Feind und Feind bewußt sich wird, trotz Kampf und  
Zwist,

Daß er nicht Krieger nur, nein, sondern Mensch noch ist:  
Da gehen nun — wird das Verstehn auch manchem schwer —  
So Wort' als Zeichen zwischen ihnen hin und her,  
Und was man deutend nicht versteht, liest vom Gesicht  
Man seinem Nächsten ab, bis einer freudig spricht:  
„Pour nous la guerre est finie!“ Antwort: „Ja, zu Ende!“  
Und dürstend nach Versöhnung reicht man sich die Hände,  
Sieht sich ins Auge, dem entstrahlt der helle Schein:  
„Wir wollen wieder Freunde, Menschheitsbrüder sein!“  
Und wie die beiden Züge nach verfloßner Frist  
Getrennten Wegs dem Morgen dann entgegengleiten  
Und froher Abschiedsruf und -gruß erklingt: Es ist,  
Als ob ein Geist sie lenkte besser Zukunftszeiten.

## Der Ruf der Penaten.

Von Johannes Vincent Venner.

Gilgian, der Verfeschnied und ewige Wanderer auf allen Wegen, der sehnsüchtige Vagabund und Weltflüchtling, kam wieder einmal ins Oberland, der Heimat seiner Mutter.

An einem Juliabend war er müde und bestaubt im Homberg angelangt und hatte schüchtern an die Tür seines Betters geklopft. Er wurde nicht gerade mit Jubel empfangen, und die Bettersfrau sah ihn sauertöpfisch von der Seite an. Aber man legte doch Teller und Löffel für ihn auf den Tisch und nötigte ihn zuzugreifen, indeß die Magd ihm im Gaden ein Lager zurecht machte.

\*

Gilgian schlief in dieser Nacht unruhig; er wälzte sich auf dem Strohsack von einer Seite auf die andere. Durch das Gadenfensterchen schwelte die schwere Luft der Julinacht herein: fast so heiß und schwül wie am Mittag; weder der Abend noch die Nacht hatten Abkühlung gebracht.

Die reifen Getreidefelder, des Schnitters harrend, atmeten Glut, und die Erdschollen hauchten die eingesogene Sonne wieder aus.

In dieser Nacht schliefen auch die Ratten und Mäuse nicht. Unermüdt huschten und kribbel-

ten sie durch ihre kleine Welt, leise und beharrlich raschelten sie über die Bretter des Gadenbodens: unermüdtlich... unermüdtlich...

Gilgian lauschte dem Spud der kleinen grauen Hausgeister und dachte an seinen Ugel Tamerlan, der auch so die Nächte durchwandert hatte. Bald konnte er sogar ohne diese leise beruhigende Melodie, welche die Stacheln des ewig wandernden Tamerlans auf dem Fußboden erzeugten, nicht mehr einschlafen.

\*

Gilgian war alles Leben heilig. Er konnte es nicht über sich bringen, eine Blüte der mütterlichen Erde zu entreißen und hatte kaum — wenigstens so weit er sich zurückerinnern konnte — ein Tier getötet. In der Kinderzeit lachten die Knaben ihn aus, wenn er fast flehend um die Befreiung der Maikäfer bat, die sie an langen Fäden fliegen ließen. Er kramte aus seiner Tasche einen sorgsam gehüteten Baken oder eine aufgesparte Süßigkeit hervor, einen rotbackigen Apfel oder einen bunten gläsernen Marmel, um mit diesem Obolus die Freiheit der kleinen Dulder zu erkaufen.

So hatte er auch den Ugel Tamerlan, viel

später einmal, als er durchs Toggenburg wanderte, vor den Quälereien übermütiger Buben befreit und den stacheligen Gesellen in seine Obhut genommen, hatte ihn einige Wochen betreut und ihm schließlich an einem geschützten Plätzchen die Freiheit wiedergegeben.

\*

Gilgian ahnte erschauernd — lange bevor er in den Lehren und dem Vorbild des heiligen Franziskus die Beseeltheit aller Schöpfung in tiefer Ergriffenheit erlebte — den Odem Gottes auch in der winzigsten und unbeholfensten Kreatur. Wo Säen und Keimen, Atmen und Zeugen war, wo Halme und Blumen der Sonne entgegenwuchsen, spürte der nachsinnende Knabe den Schöpfer am Werke.

Die Mutter hatte Gilgian früh Andacht vor der Gotteswelt ins Herz gelegt. Ein zertretener Käfer, eine im Staube der Straße welkende Blume gaben ihren Mahnungen und Belehrungen Inhalt und Sinn, und das Leiden der Kreatur fand in seinem Herzen ein schmerzliches Echo.

Oft wanderte die Mutter mit Gilgian an der Hand weit ins Land hinaus. Sie, die in den Bergen aufgewachsen war, in deren Augen sich der blaue See ihrer Kindheit widerspiegelte, fühlte sich in der Stadt eingeengt und war noch unter dem Kranz der grauen Haare — als Gilgian längst erwachsen war — von Mädchensehnsucht nach dem Jugendland umfassen.

Ihren Vater hatte sie kaum gekannt. Er starb, als sie das zweite Jahr zur Schule ging. Oft erzählte sie Gilgian von ihm und ließ vor dem Knaben sein Bild erstehen, so wie es in ihrer Erinnerung lebendig geblieben war: eine hohe, ranke Gestalt mit wallendem grauem Bart und langen, silbern bis fast auf die Schultern niederfallenden Haaren; mit blauen Augen, die durch die Menschen hindurch in die Ferne sahen, und einer leisen, fast verlegenen Stimme. Nie hatte sie von ihm ein hartes Wort vernommen oder eine unwillige Gebärde, eine rohe Tat erlebt. Sein Wesen war Güte und Milde.

Wenn sie damals in der Kirche — und auch später im Leben — vom Herrgott hörte, stand immer das Bild des Vaters vor ihren Augen: so mußte wohl auch Gottvater aussehen: ebenso wie ihr Metti...

\*

Gilgians Großvater war Schulmeister in Sankt Beatenberg, einem kleinen Dorfe hoch ob dem Thunersee. Damals gab es dort noch keine Hotelpaläste und ebensowenig diese schmucken Ferienhäuser, wie sie die Stadtherren jetzt über den sanften grünen Abhang hingefät haben. Die kleinen Bauern rackerten sich redlich ab, um der Erde Futter fürs Vieh und für des eigenen Leibes Notdurft, etwas Brot und Kartoffeln abzurufen. Im Schweiß ihres Angesichtes, wie es in der Bibel heißt, werkten sie auf den magern Ackerchen und waren schon glücklich, wenn sie den langen, harten Winter hindurch nicht hungerten.

Breni, des Schulmeisters Jüngste, Gilgians Mutter, mußte mit den beiden Ziegen den Hecken und Wegborden entlang weiden gehen, denn zum Schulmeisterhäuschen gehörte nur ein kleiner Krautgarten. Und da die ältern Geschwister bereits in der Fremde ihr Brot selbst verdienten, waren die Geißlein der Obhut Brenis anvertraut.

Der alte Schulmeister kümmerte sich wenig um den bescheidenen Haushalt. Nach der Schule setzte er sich in sein Stübchen und feilte an seinen Gedichten herum oder schrieb eine lehrreiche Erzählung für den „Hinkenden Boten“.

Gilgian hatte seinen Großvater nicht gekannt und auch nie ein Bild von ihm gesehen, aber die Erzählungen der Mutter hatten ihn zu einem geheimnisvoll vertrauten Leben für den Knaben erweckt. Er würde ihn freudig erkannt haben, wenn er plötzlich um eine Wegbiegung dahergekommen wäre. Auch die Großmutter war schon gestorben, als Gilgian noch ganz klein war, und doch glaubte er sich ab und zu an sie erinnern zu können, als an eine gute Frau, die ihm oft irgendeine Leckerei zusteckte, während er sich sonst aus der frühesten Zeit nur auf hartes Brot und Kartoffeln besann.

\*

Nun mußte Gilgian doch eingeschlafen sein, denn als er die Augen öffnete, huschten die Sonnenstrahlen golden zum schmalen Gadenfenster herein.

Bald darnach verabschiedete er sich dankend von den Bettersleuten und wanderte weiter: seinem unbekanntem Ziele entgegen, aber tief beglückt, denn er hatte wieder einmal den Hauch der Benaten auf seiner Stirne gespürt...